



Barbara Honigmann
Ein Kapitel aus meinem Leben
Carl Hanser Verlag
München 2004
ISBN 3-446-20531-4

Textauszug
S. 75-93

Immer, wenn meine Mutter mit mir über »dieses Kapitel aus meinem Leben« sprach, tat sie es in einer Mischung aus andeutungsvollem Erzählen und vielem Verschweigen, mit der sie mich gleichzeitig zur Mitwisserin machte und aus der Geschichte ausschloß. Ich reimte mir die Welt der Vorspiegelungen, Täuschungen und des doppelten Spiels in diesem Kapitel aus ihrem Leben mehr zusammen, als daß ich wirklich etwas wußte oder verstand. Daß all die Lügen und der Verrat jedoch der großen, echten und einzigen Wahrheit zum Siege verhelfen sollten, von der Mitzi und ihre Genossen sie damals in Wien überzeugt hatten, daran ließ sie keinen Zweifel. Die gewisse Scham, die ich aus ihren Erzählungen herauszuhören glaubte, galt nicht in erster Linie den gescheiterten Hoffungen, über die sie sich trotz des »Na, na, na« keine Illusionen machte, auch wenn sie sich weigerte, das ganze Ausmaß des Scheiterns einzugestehen, sondern es war wohl die Schamhaftigkeit, die einen befällt, wenn man Geheimnisse offenbart, ohne daß sie eine wirkliche Erhellung bringen. Und ein Teil der Scham galt vielleicht den Machtphantasien und der Selbstüberhebung, die solchen Geheimdienstabenteuern zugrunde liegen. Der Stolz jedoch, den ich gleichzeitig herauszuhören meinte, galt dem Abenteuer und dem Spiel mit der Gefahr, das sie gewagt hatte, obwohl sie ja, jedenfalls in dem Leben, in dem ich sie kannte, von eher ängstlichem Charakter war. Wenn meine Mutter manchmal von Kassibern, Kontaktmännern, geheimen Treffen an immer wechselnden Orten, Codeworten und verschluckten Dokumenten erzählte, klang es wirklich nach einem Spionageroman, und es war ja auch ein Spionageroman oder doch ein Romanfragment, dieses »Kapitel aus meinem Leben«.

Mein Vater nannte sie immer verschwiegenheitssüchtig, dabei war sie eigentlich ein Plappermaul und hörte gar nicht mehr auf zu reden, wenn sie einmal angefangen hatte. So hingebungsvoll und gleichzeitig zurückhaltend – wie kann ein Mensch nur so widersprüchlich sein, erregte mein Vater sich, wenn er sich wieder einmal mit mir über sie aussprach. Sie war eine attraktive und temperamentvolle Frau und trotzdem manchmal ganz schüchtern. So schüchtern, wie ich sie in jener Szene in unserem Karlshorster Hausflur in

Erinnerung habe, als sie sich verschämt aus Onkel Witos Armen wand. Und es schien mir oft, daß sie sich ihm gegenüber klein machte, um ihre große Liebe zu zeigen. Vielleicht glich diese Art der Unterwerfung in der Liebe ihrer Hingabe an den Kommunismus und ihrer Verlobung mit dem sowjetischen Geheimdienst, denn auch in dieser hingebungsvollen Bindung machte sie sich klein und nahm doch einen wichtigen Platz ein, konnte zugleich nur ein winziges Teil sein, aber dennoch Anteil an der großen Sache haben.

Gerade wegen ihrer Diskretion und Zurückhaltung muß es dann für sie sehr unangenehm gewesen sein, dieses Kapitel später in zahllosen Büchern und Artikeln ausgebreitet zu sehen, in denen ihr immer wieder eine ganz bestimmte Rolle zugeschrieben wurde, die Rolle der Verführerin, der feurigen Jüdin, die den verklemmten College-Absolventen aus Cambridge in die Liebe und den Kommunismus und die Schlachten der Wiener Arbeiterklasse eingeführt hat. Merkwürdigerweise war es gerade mein Vater, der sich über diese Passagen besonders aufregte, schon weil sie, ob nun falsch oder wahr, viel zu deutlich ein Klischee bedienten. Meine Mutter hingegen schmerzte es, ihrer beider Geschichte, die Liebesgeschichte und die Geschichte ihrer Ehe mit Kim, in der Öffentlichkeit ausgebreitet und ausgewalzt zu sehen, während er selbst nie wieder ein Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Ich glaube, sie hätte sich ein Wiedersehen gewünscht, bei dem sie sich hätten erklären und aussprechen können. Diesen Wunsch und die Enttäuschung über ein so sprachloses Ende entnahm ich der Art, wie sie manchmal in Anfällen von Ausführlichkeit von ihm und dem, was sie verbunden hatte, erzählte, und eben auch der Art, wie sie seinen Namen aussprach. Ein Name und eine Geschichte aus einer weit zurückliegenden Zeit, die nun in Erinnerungen, dem innerlichen Nacherzählen dieser Erinnerungen und schließlich dem Schatten der Erinnerungen verwoben waren, bis die Vergangenheit plötzlich in der unwirklichen Gegenwart von Zeitungen und Büchern wieder auftauchte, nachdem Harold Adrian Russel Philby am 23. Januar 1963, aus Beirut kommend, die Grenze zur Sowjetunion überschritten hatte, seine Flucht nach Moskau einen Monat später offiziell bestätigt worden war und er sich endgültig als »der dritte Mann« enthüllte,

woraufhin die englischen Journalisten meiner Mutter in Karlshorst das Haus einzurennen begannen, um sie nach diesen weit zurückliegenden Tagen ihres Lebens auszufragen.

Auch wenn sie danach mit mir über »dieses Kapitel« redete, geschah es weiter im Ton der Geheimhaltung und mit der strikten Anweisung, es nicht weiterzuerzählen, mit niemandem darüber zu sprechen, obwohl ich überhaupt nicht verstehen konnte, warum, da es doch nun schon überall geschrieben stand und im Fernsehen und im Radio von früh bis spät besprochen wurde. Doch dieses »Kapitel aus meinem Leben« war in ihrer Überlieferung so sehr an das Gebot der Geheimhaltung geknüpft, daß auch ich mich daran gebunden fühlte, nicht aus der Überzeugung, daß es noch nötig sei, sondern eher aus Verlegenheit. Aus Verlegenheit, dieses Rangabzeichen, den Adelstitel am Rande der Lächerlichkeit, zu tragen, und aus Verlegenheit gegenüber der Aufregung, die die Mitteilung der Geheimdienstverstrickungen meiner Mutter jedesmal auslöste.

Erst im Jahr vor ihrem Tod, als sie eines Tages vor der Tür meines Ateliers stand und vorschlug, einen Kaffee in der Cafeteria zu trinken, forderte mich meine Mutter plötzlich auf, »diese Geschichte« aufzuschreiben, »dieses Kapitel aus meinem Leben« festzuhalten. Vielleicht in einem Zeitungsartikel, für die Times oder die New York Times. Ich könne ein hohes Honorar verlangen, ein sehr hohes Honorar sogar. Noch heute weiß ich nicht genau, wie sie das gemeint hat. Sollte sich die Sache am Ende wenigstens für ihr Kind ausgezahlt haben, und sei es finanziell?

Ich solle schreiben, daß sie, meine Mutter, Litzy war, Litzy Kohlmann, Friedmann, Philby, Honigmann. Daß sie alles wußte, und daß alles zwar in Wien begonnen, aber erst in London richtige, feste Formen angenommen hat, die Anwerbung und der Eintritt in den sowjetischen Geheimdienst. Daß gemeinsame Wiener Freunde, oder Freunde dieser Freunde, das eingefädelt hatten und nicht sie selbst, wie immer gesagt wird. Wie sie nach London gezogen waren und Kim dann nach Ausbruch des Spanischen Bürgerkriegs als Korrespondent nach Spanien ging, der einzige englische Journalist, der von der

Seite Francos aus berichtete, aber das sei natürlich nur eine getarnte Stellung gewesen, um Informationen an die Russen weitergeben zu können. Es war die erste richtige Aufgabe, die ihm der sowjetische Geheimdienst übertragen hatte, und während dieser Spanien-Episode sei sie sein Verbindungsmann gewesen; deshalb hatte sie eine Wohnung in Paris genommen und lebte dort von seinem Gehalt bei der Times. Von Frankreich aus sei es einfach leichter gewesen, die Verbindung zu halten. Sie trafen sich in Hotels in Biarritz oder Perpignan und auch in Gibraltar, dorthin überbrachte er ihr die Nachrichten, die sie dann an den Kontrolloffizier in Paris weitergeleitet hat. Natürlich hatte es manchmal Schwierigkeiten gegeben. Die Schlacht von Teruel hatte Kim in Francos Hauptquartier verbracht, kurz danach gab es eine Schießerei, bei der er am Kopf verwundet wurde, da versteckte er die Nachrichten im Kopfverband. Vielleicht war das aber auch der Moment, wo er den Kassiber verschlucken mußte. Erst verstecken, dann verschlucken oder beides gleichzeitig.

Nach Ausbruch des Kriegs war sie 1939 nach London zurückgekehrt. In unserem Gespräch sagte sie, daß damit ihre Beziehung zum sowjetischen Geheimdienst beendet gewesen sei, was sehr unwahrscheinlich klingt, denn gerade diese Jahre waren die Zeit des größten politischen Mißtrauens in der Sowjetunion, die Zeit der schlimmsten Verdächtigungen und erbarmungslosesten Prozesse, in denen noch der harmloseste Bürger zum Feind und gegnerischen Spion erklärt wurde. Und selbst wenn man ihn nicht sofort erschöß oder ins Lager deportierte, ließ man ihn doch nicht einfach laufen. Meine Mutter hat mir keine Erklärungen für diese Unwahrscheinlichkeit gegeben, wie sie sich mit all ihrem Wissen unverdächtig und ungeschoren aus der sowjetischen Geheimdienstwelt hatte verabschieden können. Ihr Schweigen darüber muß wohl mehr ein Ausdruck der Lüge als der Wahrheit gewesen sein.

Philbys Erinnerungen an das Spanien- und Paris-Kapitel, so wie er sie, ebenfalls im Jahr vor seinem Tod, dem russischen Journalisten mitgeteilt hat, weichen völlig von der Erzählung meiner Mutter ab. Vielleicht aber hat auch der russische Journalist etwas verwechselt oder falsch verstanden. Wenn man die Versionen vergleicht, wird alles immer unklarer. Aber etwas Ungereimteres

als die Erin-nerungen verschiedener Zeugen findest du sowieso nicht. Und es war ja alles schon sehr lange her. Vielleicht lohnte es nicht mehr, sich genau zu erinnern, vielleicht hat einer von ihnen bewußt gelogen, oder beide haben die Vergangenheit in der Erinnerung umgestaltet. Vielleicht aber werden auch die größten Geheimdienstgeheimnisse am Ende so fad und so leer, daß es keinen Sinn mehr macht, sie genau im Gedächtnis zu behalten.

Von allen Kapiteln aus ihrem Leben ist Paris das Lieblingskapitel meiner Mutter gewesen, von dem sie am liebsten und auch am häufigsten erzählte, immer dieselben Episoden und Betrachtungen wiederholte, die schließlich in feststehende Formeln einschmolzen.

»Getanzt habe ich! Nächtelang getanzt! Fast an jedem Abend habe ich in meiner Atelierwohnung am Quai d'Orsay eine Party gegeben«, erzählte sie. »Meistens kannte ich nicht mal ein Viertel der Leute, die sich da amüsierten. Als ich einmal mit einem Mann tanzte und ihn fragte, wie er eigentlich auf diese Party gekommen sei, sagte er mir, er habe auf der Überfahrt von Dover nach Calais jemanden kennengelernt, der das halbe Schiff zu dieser Party eingeladen hatte, und sie seien dann direkt von der Fähre hierher zum Quai d'Orsay gekommen. Er fragte mich, ob ich die Gastgeberin kenne, von der auf dem Schiff so viel die Rede gewesen sei, er sollte sich vielleicht bei ihr vorstellen. Da habe ich natürlich laut gelacht und gesagt, ja, dann stellen Sie sich mir nur vor! Ich weiß nicht einmal mehr, welche Sprache wir gesprochen haben.

Ich hatte schon bald nach meiner Ankunft in Paris einen Kreis von Künstlern um mich versammelt, Maler und Bildhauer, Schüler von Maillol, meistens Ungarn oder Holländer. Die Ungarn waren schrecklich arm, die Holländer relativ wohl-habend, ich aber war zu dieser Zeit ziemlich wohlhabend, da ich mir ja jeden Monat bei »Lloyds« einen Scheck abholte, Kims Gehalt von der Times, von dem ich die Wohnung unterhielt. Nie wieder in meinem Leben habe ich in so großem Stil gelebt, das Geld verschenkt und zum Fenster rausgeschmissen, es hat mir großen Spaß gemacht. Ich kaufte mir Kleider und

Hüte, du kennst ja meine Leidenschaft für Hüte, große Hüte mit breiter Krempe, mit Federboa, dernier cri, nouvelle collection! Und meine Künstlerfreunde schenkten mir Bilder, Grafiken und Zeichnungen. Damals habe ich auch die beiden Modigliani-Zeichnungen gekauft, die dann mit all den anderen Blättern irgendwann irgendwo in London bei den vielen Umzügen während des »Blitz« verlorengegangen sind.

Als der Krieg ausbrach, meinte Kim, ich sollte mich besser nach England in Sicherheit bringen, denn als Jüdin könnte es für mich im Falle einer deutschen Besetzung in Paris sehr gefährlich werden. Irgendwie war uns allen klar, daß Frankreich nicht lange standhalten würde. In der Panik des Kriegsausbruchs gab es schon kaum noch eine zivile Möglichkeit der Überfahrt, aber Kim hat mir über das Foreign Office noch einen Platz auf einem Schiff organisieren können, wir waren ja noch verheiratet, und als Mrs. Philby galt ich als echte Engländerin. In Paris hatte ich allerdings schon mit Pieter zusammengelebt, und auch Kim hatte andere Affären. Pieter war einer von den holländischen Bildhauern, die zu meinen Festen kamen, wir haben uns ganz plötzlich ineinander verliebt; vielleicht war es meine glücklichste Liebe und die Zeit mit Pieter die glücklichste Zeit meines Lebens. Ich glaube, ich liebte ihn, aber er liebte mich ein bißchen mehr als ich ihn. Sonst war es immer umgekehrt in meinem Zusammenleben mit Männern, oder es scheint mir zumindest so, daß immer ich es war, die mehr gegeben hat, und am Ende verließen mich die Männer dann, so wie dein Vater. Aber auch die Liebe mit Pieter ist irgendwo verlorengegangen, und ich weiß nicht einmal genau, wo und wann. Mit Kriegsausbruch mußte er nach Holland zurückkehren, und wir haben erst viele Jahre später wieder voneinander gehört, da war ich schon mit deinem Vater verheiratet oder vielleicht sogar schon wieder von ihm geschieden. Vielleicht habe ich diese Liebe mit Pieter aber auch deshalb so glücklich in Erinnerung, weil sie durch die äußeren, die politischen Verhältnisse an ihrem Glück gehindert wurde, so ist es uns erspart geblieben, in einem längeren Zusammenleben aneinander zu scheitern. Wir hatten noch ein Haus in Grosrouvre, eine Stunde von Paris, gemietet, lebten also halb in der Stadt und halb

auf dem Land, und immer waren sehr viele Freunde zu Besuch, bald kamen aus England schon die ersten Wiener nach, die inzwischen auch ausgewandert waren. In Grosrouvre haben wir noch alle zusammen die letzten unbeschwernten Monate verbracht, die alten Freunde aus Wien und die neuen Freunde aus Paris, die Holländer und Ungarn. Ich glaube, wir waren nie weniger als ein Dutzend Menschen im Haus. Wir sympathisierten mit der spanischen Republik, mit Léon Blum und der Volksfront und haßten natürlich die Nazis. Zum Kriegsausbruch hin wurde die Stimmung immer bedrückter, aber auch aufgeheizter, dennoch waren die Jahre in Paris die schönste Zeit meines Lebens. Es war genauso, wie Hemingway es geschrieben hat, »Paris, ein Fest fürs Leben«. Natürlich hatte ich in dieser Zeit auch einen Hund, den ich mir aus einem Hundeheim geholt habe, er war so groß, daß ihn keiner haben wollte, und guckte so traurig aus seinem Käfig, daß ich ihn mitnahm. In Paris und in dem großen Garten von Grosrouvre hat er noch zwei, drei Jahre ein schönes Leben gehabt, die vielen Menschen haben ihn nie gestört, ganz im Gegenteil, er war so anhänglich und vertraute jedem.

Ich habe sein Vertrauen in die Menschen dann enttäuscht, denn ich konnte ihn nicht mit nach England nehmen, so hab ich ihn wieder in ein Tierheim zurückbringen müssen, hab ihm ein gutes, teures gesucht und für mehrere Jahre im voraus bezahlt. Wenn ich einmal ein Buch schreiben würde, dann wäre es über diesen Hund. Er fehlt mir immer noch. Nach dem Krieg war das Tierheim in Paris natürlich unauffindbar, genauso unauffindbar wie Pieter. Und auch von den holländischen und den ungarischen Künstlern habe ich niemanden mehr angetroffen.

Nur ein einziges Mal bin ich nach dem Krieg nach Paris zurückgekehrt, und das hat mir wirklich das Herz gebrochen, denn ich wußte, daß es das letzte Mal sein würde. Um mich zu trösten, habe ich mir noch einmal einen großen Hut gekauft und während dieser Tage in Paris getragen. Aber danach habe ich ihn in meinem ganzen Leben nicht wieder aufgesetzt.«

Dieser letzte Pariser Hut gehörte zu den wenigen Dingen, nein, war wahrscheinlich das einzige Stück aus dem Besitz meiner Mutter, das sie,

obwohl es nutzlos, also überflüssig geworden war, über all die Jahre noch in Berlin aufhob. Ich habe ihn dann verloren, als ich ihn den zusammengetragenen Requisiten und Kostümen für eine Schultheateraufführung einverleibte, wo er im allgemeinen Chaos unterging und unauffindbar blieb, obwohl ich noch lange nach ihm gesucht habe.

Die Erzählungen meiner Mutter über das Pariser Kapitel zeichneten sich nicht nur durch ihre Ausführlichkeit aus, dieses Kapitel hatte auch eine besondere Melodie, gefühlvoll und wehmütig, euphorisch und gleichzeitig resigniert, und es erklangen viele eingestreute französische Wörter darin, die allerdings durch das gerollte R ein wenig nach dem Balkan klangen, auf dem mein Vater ihre Herkunft angesiedelt hatte. Dabei war sein eigener deutscher Akzent sowohl im Englischen als im Französischen unüberhörbar. Er schien ein bißchen eifersüchtig zu sein auf dieses Kapitel aus dem Leben meiner Mutter, in dem er sie noch nicht gekannt hatte, obwohl er sich zur selben Zeit in Paris gerade als Buchhändler versuchte, nachdem er nach der Machtergreifung Hitlers aus seiner Stelle als Londoner Korrespondent der Vossischen Zeitung rausgeflogen war und bald darauf die ganze Vossische Zeitung zu existieren aufhörte. Die Buchhändlerkarriere blieb allerdings erfolglos, und er hauste mehr, als daß er wohnte, irgendwo in Belleville, zwischen lauter Negern, weit entfernt vom Quai d'Orsay, wo Mrs. Philby ihre Feste feierte.

Obwohl das Pariser Kapitel ihres Lebens an Jahren das kürzeste war, ähnelte es doch am meisten einem Roman. Es gab keine wirklich französische Seite meiner Mutter, wie es eine wienerische, eine ungarische, eine englische und später eine Berliner Seite gab. Sie zitierte zu oft den Satz, jeder Mensch habe zwei Heimatländer, sein eigenes und Frankreich, als daß ich nicht verstand, daß Frankreich für sie ein unerfüllter Entwurf ihres Lebens geblieben war, den sie sich immer wieder enthusiastisch vorerzählte, eines Lebens als Mäzenin und Muse, in dem sie Hüte und Räume kreierte hätte, eines Lebens zwischen Großbürgertum und Boheme, zwischen Paris und Sanary-sur-mer und Ferien auf Korsika. Der sowjetische Geheimdienst kam in diesem Entwurf nicht vor.

Es war das Frankreich Léon Blums und der Volksfront, von dem sie erzählte, mit dem Spanischen Bürgerkrieg nebenan, was außer Feste-Feiern, Nächte-Durchtanzen und Hüte-Anprobieren der eigentliche Grund ihres Paris-Aufenthaltes war. Denn in Wirklichkeit, oder zumindest parallel dazu, war es die Zeit der Konspiration, der Kassiber, der Treffen mit Kontrolloffizieren und Nachrichtenübergaben. Dieses parallele Geheimdienstleben jedoch war eben »das Kapitel«, während der andere Teil dem Roman glich, zu dem meine Mutter ihr Leben gerne umgedichtet hätte. Dem Roman eines Lebens, das, jedenfalls in ihrer Rückschau, vom Ende her betrachtet, vielleicht besser zu ihr gepaßt hätte, mit einem Mann, der sie ein bißchen mehr geliebt hätte als sie ihn, und in dem sie der Mittelpunkt eines kosmopolitischen Künstlerkreises gewesen wäre. In diesem Leben hätte Léon Blum nicht zurücktreten müssen, hätte Frankreich Hitler standgehalten, die spanische Republik gesiegt, hätten das Münchner Abkommen und der »Anschluß« von Österreich nie stattgefunden, und Schauprozesse und Massenhinrichtungen in der Sowjetunion schon gar nicht.

Der Paris-Roman und das Pariser »Kapitel« fielen in den Erzählungen meiner Mutter völlig auseinander, die Geheimtreffen mit Philby in Orten nahe der spanischen Grenze und mit den Verbindungsoffizieren in Paris schienen in einem anderen Leben stattgefunden zu haben, in dem sie auch das Wort Atomenergie zum ersten Mal gehört und dann weitergegeben hat, »ein Freund wünschte die Russen darüber zu informieren«. Wenn sie in dieser Informationskette auch nur ein ganz kleines Verbindungsglied gewesen sein sollte, würde es immerhin die Überzeugung erklären, mit der sie behauptete, die Rosenbergs seien nicht un-schuldig hingerichtet worden. So weit ging sie aber in ihren Erklärungen nicht, das Pariser »Kapitel« war kurz und knapp und blieb ohne Ausschmückungen. Der Paris-Roman hingegen, der von Festen und Freunden und Hüten und ihrem holländischen Geliebten handelte, umfaßte mehrere Bände, in denen unter anderem auch eine Fotoreportage eine große Rolle spielte, die unter dem Titel L'Appartement de Madame Philby über ihre Wohnung am Quai d'Orsay in einer Zeitschrift erschienen sein soll. Leider hat

sie mir den Namen der Zeitschrift nie genannt, oder ich habe ihn vergessen, so etwas wie House and Garden auf Französisch muß es gewesen sein. Diese Reportage hätte ich gerne gesehen, und da ich mir ungefähr ausrechnen konnte, in welchen Jahrgängen ich danach zu suchen hätte, bestellte ich mir eines Tages in Paris die kompletten Jahrgänge mehrerer Zeitschriften dieses Genres zwischen 1936 und 1939 in den Lesesaal der Biblio-thek des Musée de l'art décoratif. Die Welt, in der meine Mutter in diesen Pariser Jahren gelebt hatte, nahm in Magazinen wie Art et décoration, Plaisir de France und Mobilier et décoration tatsächlich Gestalt an, es war eine unverhofft heile und sorglose Welt, bis auf Sorgen wie: Où poser votre chapeau? Savez vous choisir un tapis? Voiture et personnalité. Genau wie es meine Mutter beschrieben hatte, wurden in diesen Zeitschriften oft einzelne Wohnungen vorgestellt, die den Herausgebern wegen ihrer Originalität und ihres guten Geschmacks exemplarisch erschienen, und in allen nur möglichen Ansichten gezeigt und beschrieben. Große Wohnungen, kleine Wohnungen, Studios, Ateliers in Paris und Häuser auf dem Land. Mir wurde schwindlig von all den Gärten, Villen und Mobiliaren, aber die Wohnung von Madame Philby konnte ich nicht finden.

Ach, mein Gott, sagte die Bibliothekarin, was in dieser Zeit alles geschehen ist, und seitdem ist doch nichts mehr, wie es vorher war. Warum sollten sich denn gerade alle diese albernem Einrichtungszeitschriften erhalten haben?

Nach dem Tod meiner Mutter glaubte ich, Pieter, dem Mann, der sie ein bißchen mehr geliebt hat, benachrichtigen zu müssen, seine Amsterdamer Adresse kannte ich nur zu gut, sie war mir, soweit ich überhaupt zurückdenken kann, als Absen-der auf seinen regelmäßigen Briefen vertraut. Einige Jahre nach dem Krieg hatten sich Pieter und meine Mutter wiedergefunden und von da an Briefe miteinander gewechselt, aber er hat uns nie besucht, und sie haben offensichtlich nie ein Wiedersehen verabredet, als ob sie sich außerhalb des Pariser Romans nicht wiederbegegnen mochten. Als ich ihn in Amsterdam besuchte, erzählte er mir, daß er nach dem Krieg einmal Kim Philby, und zwar

auf dessen Wunsch, wieder-getroffen und gehofft hatte, bei dieser Gelegenheit auch Litzy wiederzusehen. Doch diese Hoffnung erfüllte sich nicht, Philby erschien allein zu der Verabredung, und Pieter hatte nicht gewagt, nach Litzy zu fragen. Ich konnte ihn sowieso nicht leiden, sagte er, natürlich, er war ja mein Nebenbuhler. Er sagte auch, er sei in alles oder wenigstens in einiges eingeweiht gewesen, Litzy habe ihm gleich bei ihrem zweiten Zusammensein erzählt, daß sie für den sowjetischen Geheimdienst arbeite. Das war Ende des Jahres 1937, das wußte er noch ganz genau, Russen und Engländer waren Verbündete, und daher sei die Enthüllung zu diesem Zeitpunkt nicht wirklich gefährlich gewesen.

»Ich habe deine Mutter heiß geliebt, ich kann dir gar nicht sagen, was sie mir bedeutet hat und noch immer bedeutet«, war der erste Satz, den ich von ihm hörte, gleich auf dem Weg, nachdem wir uns am Bahnhof getroffen und an unseren gegenseitigen Beschreibungen voneinander erkannt hatten, wir trugen beide Baskenmützen, und auch sonst sah er genau wie ein richtiger Künstler aus. Meine Mutter hatte mir Pieters Äußeres nie beschrieben, aber dafür mehrmals erwähnt, daß er nach dem Krieg mit zwei Frauen gelebt habe, einer, mit der er verheiratet, und einer, die seine Freundin war, mit keiner jedoch in einer Wohnung, sondern jeder von ihnen lebte in seiner eigenen Wohnung, und als neutrales Gebiet behielt er sich sein Atelier vor. Dorthin führte er mich jetzt, und so saßen wir dann zwischen seinen Skulpturen, von denen ich schon einige von Fotos kannte, die er seinen Briefen regelmäßig beigelegt und die mir meine Mutter mit Stolz gezeigt hatte, vielleicht in der Überzeugung, daß sie es gewesen war, die seine Kunst einst inspiriert hatte, und daß ihr irgendein Anteil daran zukomme. Und obwohl sie über die ausführlichen Beschreibungen der auf- oder abblühenden Natur, die in seinen Briefen auch vorkamen, bloß den Kopf schütteln konnte, steckte sie die kenntnisreich ausgesuchten Amsterdamer Tulpenzwiebeln, die er einmal im Jahr zur rechten Zeit schickte, immer brav und vorschriftsmäßig in die Karlshorster Erde, goß sie regelmäßig und erfreute sich schließlich auch an ihrer Blüte, denn mit ihren üppigen Farben hoben sie sich, nach der Meinung meiner Mutter, weit von allem ab,

was man sonst in Karlshorster Gärten sah. Und ein Garten zählt ja auch nicht als Natur.

Genau wie mein Vater beklagte sich Pieter bei mir über Litzys Verschlossenheit. Ja, er wisse zwar, daß sie ihm über all die Jahre auf irgendeine Weise in Freundschaft und Liebe treu geblieben sei, so wie er auch ihr, aber wenn er sich frage, was er aus ihren zahlreichen Briefen erfahren habe, dann sei das sehr wenig, eigentlich gar nichts, jedenfalls nie das, was ihn interessiert hätte, wie sie lebte und mit wem sie lebte und wie es ihr wirklich erging. Kein einziges Mal habe sie in ihrem jahrzehntelangen Briefwechsel ein Wort über ihre Ehe mit meinem Vater oder über die Scheidung von ihm geschrieben, und auch kein Wort über ihr Zusammenleben mit Wito, nicht einmal den Tod meines Vaters habe sie ihm mitgeteilt. Warum hat sie ihr Leben vor mir versteckt, fragte er ausgerechnet mich, und ich wußte darauf wirklich keine Antwort. Wie mein Vater suchte er in mir eine Verbündete gegen ihre Verschlossenheit und Fremdheit, und wie mein Vater liebte und bewunderte er, aber irritierte ihn auch ihre genialische Groß-zügigkeit und ihre chaotische Lebensart, nur daß er diese Charaktereigenschaften, die mein Vater »balkanhaft« nannte, als »wienerisch« bezeichnete. Mein Vater, Pieter und ich hätten einen Dreierbund schließen können, wir, die ihr so stark zugeneigt waren und uns doch aus ihrem Leben ausgeschlossen oder zumindest immer wieder vor die Tür gesetzt fühlten.

»Genau ein Jahr lang waren wir in Paris ein glückliches Paar«, hat Pieter erzählt, »vom Frühjahr 1937 bis zum Frühjahr des Jahres 1938. Nach dem ›Anschluß‹ versank Litzzy in Sorge, Unruhe, Angst. Während des ersten, des glücklichen Jahres erzählte sie sehr viel von Wien, weniger von Ungarn und fast nie von ihren Eltern und ihrer jüdischen Herkunft. Manchmal kamen Briefe ihrer Eltern und Packerln, wie Litzzy sagte, dann war sie für Stunden unruhig, unaus-stehlich und unansprechbar. Aber ich war ja schließlich nicht schuld am ›Anschluß‹. Natürlich war das alles schrecklich, aber warum konnten wir des-wegen nicht weiter glücklich zusammenleben? Ich habe es damals nicht verstan-den, und so richtig verstehe ich es heute noch nicht. Es

gab dann kein Alleinsein mehr, weil in jeder freien Ecke der Wohnung ein Flüchtling schlief, und es gab in der großen Wohnung viele freie Ecken. Ich war eifersüchtig und gekränkt, weil mir die Flüchtlinge Litzky wegnahmen, mit ihrer Aufregung, ihrer Unruhe und ihren endlosen Diskussionen über den ›Anschluß‹, über den Spanienkrieg, über Franco, Mussolini und Hitler und darüber, was uns noch bevorstand und was aus uns allen werden sollte. Der Kriegsausbruch hat dann diese Art Zusammenleben in einer großen Panik beendet und auch uns beide getrennt – wie sich später herausstellte, für immer. Ich habe sie sehr vermißt, deine Mutter, aber nach dem Krieg hat jeder sein Leben gelebt, ich in Amsterdam und sie in Berlin, wir haben uns Briefe geschrieben, ohne darin viel zu erklären, ich habe ihr Tulpenzwiebeln und sie hat mir Kunstbücher aus einem DDR-Kunstverlag geschickt, und ohne uns je darüber abzusprechen, haben wir ein Wiedersehen vermieden. Ich weiß nicht, ob wir uns in unserer Gegensätzlichkeit auf Dauer weiter angezogen oder eher abgestoßen hätten, wenn wir zusammengeblieben wären, denn ich war nie Kommunist, bin kein Jude, stamme auch nicht aus Österreich-Ungarn, ich bin nur ein ganz langweiliger Holländer.

Einige Jahre nach Philbys Flucht in die Sowjetunion bin ich hier in Amsterdam von einer offiziellen Stelle zu einem Gespräch gebeten worden, das sich über zwei Tage hingezogen hat. Man könnte es auch ein Verhör nennen. Plötzlich wußten sie ziemlich genau Bescheid über unsere Bekanntschaft, meine abgerissene Beziehung zu Mrs. Philby, sie fragten mich stundenlang aus und wollten wer-wann-wo-mit-wem-was erfahren, aber ich konnte ihnen wirklich nicht helfen. Denn ich bin ja nur ganz am Rand der Geliebte der Frau des Geheimagenten gewesen.«